

Zeitschrift: Centrum : Jahrbuch Architektur und Stadt
Herausgeber: Peter Neitzke, Carl Steckeweh, Reinhart Wustlich
Band: - (1993)

Artikel: Zwischen Tradition und Innovation
Autor: Neumeyer, Fritz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1072927>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Sturz der Mauer hat die Metropole Berlin jäh aus ihrem Dornröschenschlaf gerissen. Schlaftrunken und noch ein wenig benommen reibt sie sich jetzt die Augen, der „Schock“ plötzlicher Gegenwart steckt noch als Lähmung in den Knochen. Freude und Erschrecken fallen zusammen. In das Glücksgefühl der Wiedergeburt mischt sich Zukunftsangst. Dieser Zustand kennzeichnet die mentale Verfassung der Spree-Metropole im Augenblick. Die Zeitgeschichte hat Berlin über Nacht die Herausforderung und einmalige Chance in den Schoß gelegt, sich einmal mehr in seiner Geschichte als Weltstadt zu etablieren und eine neue Identität als Stadt zu geben. Kaum zu sich selbst gefunden, ist das wiedervereinte Berlin als Hauptstadt der Bundesrepublik Deutschland wieder zum Zentrum geworden und damit von der Peripherie in den Mittelpunkt gerückt. Wie geht eine Stadt mit einem solchen Überschuß an Plötzlichkeit und Gegenwart um?

Das erste, was Dornröschen beim Augenreiben in den Sinn kommt, sind die Träume, aus denen es erwacht ist. Berlin schaut in den Spiegel und erinnert sich. Berlin, was war das noch? Wie eine Fata Morgana steigt das intakte Bild der untergegangenen Metropole mit ihrer kompakten Urbanität und dem ganzen Reichtum ihrer Baudenkmale vor dem inneren Auge wieder auf, das Halt in der Vergangenheit sucht. Eine Flut von Bildbänden mit historischen Photographien aus dem „Großen Berlin“ zwischen 1900 und 1933, die sich nach dem Fall der Mauer über die Büchertische ergossen hat, nährt die Illusion, Berlin könnte aus einem gigantischen Fundus der Geschichte schöpfen. Der Eindruck ist überwältigend!

Beim Durchblättern der Bildbände kommt einem so manches unter die Augen, das neidisch auf die bauliche Vergangenheit macht. Erst jetzt meint man zu begreifen, wovon August Endell, Walter Benjamin oder Franz Hessel reden, die der Schönheit dieser Stadt literarische Denkmale gesetzt haben. Mit dem Wunsch nach der Wiedergeburt einer solchen Stadt legt man diese Bilderbücher schließlich aus der Hand.

Die Aura der Standbilder, die aus dem Fluß der Geschichte auftauchen, hat etwas Verführerisches. Sie verlockt zu der Annahme, man könne den angehaltenen Film – die häßlichen Szenen der jüngeren Geschichte selbstverständlich herausgeschnitten – mit der Kurbel unserer Imagination wieder in Gang bringen, und der Faden könnte wieder dort

aufgenommen werden, wo er mit der Zerstörung der Stadt nach 1933 zerrissen ist.

„Berlin ist schon da! Die Stadt muß nicht erst erfunden werden!“ Mit diesem imperativischen Fingerzeig auf das historische Berlin hat der Senatsbaudirektor die Gegenwart des Vergangenen beschworen und als obligatorisch auf die Tagesordnung der Debatte um das neue Berlin gesetzt. So vernünftig und richtig dieses Insistieren auf dem Respekt vor dem Vorhandenen angesichts mancher allzu wilder Investoren- und Architektenträume sein mag, er führt jedoch nicht an dem hermeneutischen Problem vorbei, dem alles „Da-Sein“ ausgeliefert ist, nämlich nicht einfach nur „da“ zu sein, sondern erst durch Interpretation vergegenwärtigt und hierdurch bedeutend zu werden.

Das geschichtliche Übereinkommen ist also nicht schlichtweg da, sondern will ausgewählt und vermittelt sein. Und hier beginnen Probleme, die sich mit dem lapidaren Hinweis aufs Gegebene nicht erledigen lassen.

Das historische Berlin führt in unseren Köpfen ein fiktives Dasein. Das wohlthuend anregende Augenbad im Stadtbild der Vergangenheit nährt die Illusion einer Kontinuität, die von der Geschichte längst dementiert wurde. Denn Berlin, die Stadt mit einem zerstörten Zentrum, war selbst das geschichtliche Zentrum einer unvergleichlichen Zerstörung, die von ihr ausging, sich Europa und den Rest der Welt zu unterwerfen.

Vom historischen Berlin hat das überdauert, was den Bomben der Alliierten, den Abrißbirnen der Nachkriegszeit, der Sanierung und anderen Formen zeitgenössischer Stadtzerstörung entgangen ist. Was kann und will Berlin von seiner verlorenen Geschichte wieder zurückgewinnen? Wie läßt sich dabei der Zerstörung als Bestandteil der eigenen Geschichte eine positive Gestalt abgewinnen? Wie kann die vielbeschworene „kritische Rekonstruktion“ deutlich machen, warum von dem, was einmal war, heute nichts mehr „da“ ist? Aber es muß auch gefragt werden: Was muß Neues her, damit Berlin heute wieder zu dem werden kann, was es einmal war?

Bei aller Sympathie für den Verweis aufs „Dasein“ und der damit verbundenen Anmahnung von Bescheidenheit im Umgang mit der Stadt, wir kommen nicht umhin, danach zu fragen, womit wir in dieser einmaligen Situation auf die Herausforderung der Geschichte eigentlich antworten und uns selbst somit in die Geschichte einschreiben wollen. Worin besteht unser historischer Beitrag zur Stadt, mit dem

wir den geschichtlichen Prozeß am Leben halten, indem wir ihn fortsetzen?

Auf all diese Fragen gibt es keine simplen Antworten. Sich mit diesen Fragen so ehrlich und ernsthaft wie möglich auseinanderzusetzen stellt eine enorme Herausforderung für die Stadtpolitik dar, die außerordentliche Anstrengungen verlangt. Durch sie aber qualifiziert sich die Stadt erst geistig als Bauherr.

Die Berufung aufs Dasein taugt dafür nicht, denn Berlin muß erst werden, was es ist. Dieses nur scheinbar paradoxe „Werde, was Du bist!“ müßte man dem aus dem Koma erwachten Dornröschen Berlin, das von der jüngsten Geschichte im Fischteschen Sinn „zur Freiheit verurteilt“ worden ist, bei seinem Ringen um Identität als Leitspruch mit auf den Weg geben. Die fast unmöglich scheinende Aufgabe besteht für Berlin darin, über den eigenen Schatten zu springen und sich in einem Atemzug selbst zu rekonstruieren und neu zu erfinden.

Für diese Form der „kritischen Rekonstruktion“ müssen die Kriterien der Rezeption von Tradition erst wieder neu erarbeitet werden. Noch wurde der Raum, der Berlin in der Realität zugewachsen ist, für das Denken der „Stadt“ keineswegs erschöpfend in Besitz genommen. Für diese Arbeit der Selbstartikulation benötigen wir die Geschichte, ebenso wie die Kraft, über sie hinauszudenken. Wiesonst könnte sich die Stadt auf einem neuen Niveau zur Sprache bringen?

In diesem Ringen um eine Stadtvorstellung oder Stadtidee tut sich die wiedererwachte Hauptstadt notgedrungen ermaßen schwer. Wie sollte es auch anders sein. Erste Gehversuche lassen selten weder einen sicheren Gang noch ein eindeutiges Ziel erkennen. Das vom Senator für Stadtentwicklung ins Leben gerufene Stadtforum ist seit zwei Jahren bemüht, die Schlachtfelder der Stadtplanung in einem detailgetreuen Panorama der Probleme einzukreisen. Welche strategischen Konsequenzen sich aus diesem Kolossalgemälde der ganzen Bandbreite der Konflikte und der unterschiedlichsten Standpunkte ergeben, wird sich allmählich herausstellen. Die Gefahr der Selbsterschöpfung ist diesem Verfahren jedenfalls immanent. Kritiker sehen denn auch den eigentlichen Wert dieser Sisyphusarbeit eher in der nach innen gerichteten Wirkung in die Verwaltung als in der Wirkung in den öffentlichen Raum. Doch auch dann bleibt allemal ein nicht zu unterschätzender Beitrag, der zur Hebung der Berliner Diskussionskultur geleistet wurde, über die Karl Scheffler schon 1910 in seinem *Berlin. Ein Stadt-*

schicksal das wenig schmeichelhafte und auch heutzutage nicht auf Anhieb zu widerlegende Urteil fällte, es gebe unter hundert Berlinern nicht zwei, die zuzuhören verstünden. Die Allmählichkeit der Verfertigung der Gedanken beim Reden, die zur Natur prozeßorientierter Lösungen gehört, macht um so mehr Appetit auf lösungsorientierte Prozesse. Im Windschatten der Diskussionen, dort, wo es unmittelbar ans Bauen geht, sind sie zu vermuten. Der Senator für Bau- und Wohnungswesen ist in die Pflicht genommen, das Bauen in dieser Stadt gangbar zu machen. Er hat inzwischen einen allgemeinen Strukturplan erarbeitet, der zur Orientierung von Investoren gewisse Spielregeln der baulichen Gestaltung aufstellt.

Praktisch arbeitet dieses Regelwerk für das innerstädtische Kerngebiet vereinfacht dargestellt etwa so: Um genehmigungsreif zu werden, müssen zu sperrig geratene Investitionsvorhaben erst einmal durch die Hobelbank der Traufhöhe des Blocks des 19. Jahrhunderts geschoben werden. Anschließend werden sie kompositorisch behandelt und wie mit einem Eierschneider in eine imaginäre, weil historisch selten zu fixierende Parzellenstruktur zerlegt. Sozial stadtvträglich werden die Projekte durch einen etwa 20 Prozent Wohnflächenanteil zugerichtet. Dann können sie als Bausteine der „kritischen Rekonstruktion“ betrachtet werden, mit deren Hilfe die Strukturmerkmale der kleinteilig durchmischten Stadt auf der Grundlage des traditionellen Berliner Blocks, wie er sich im 18. und 19. Jahrhundert herausgebildet hat, wiedergewonnen werden sollen.

Die Kritik an einer restriktiven Verengung dieses Instrumentariums, das bewußt zur Ausklammerung der Typologie des 20. Jahrhunderts in Position gebracht wird und damit eine Verdrängung von Geschichte im Namen der Geschichte vornimmt, habe ich bei anderer Gelegenheit öffentlich vorgetragen und muß sie daher hier nicht wiederholen. Mit diesem Prokrustesbett zur Formatierung der Bauherrenwünsche auf die Rahmenbedingungen der Stadt des 19. Jahrhunderts lassen sich die Wucherungen kommerzieller Architektur wohl beschneiden, was durchaus zu begrüßen ist. Inwieweit dieses Baukastendenken, mit dem sich vorzüglich eine historische Kleinstadt rekonstruieren läßt, allerdings das geeignete Instrumentarium ist, einen Impuls zur Wiedergeburt der Metropole und zur Entwicklung einer lebendigen großstädtischen Baukultur auszulösen oder gar eine Berlinische Linie ins Bauen hineinzubringen, das steht freilich auf einem ganz anderen Blatt.

Gerade mit Blick auf die Ergebnisse der jüngsten Wettbewerbe am Potsdamer Platz, wo die Konzernzentralen von Sony und Daimler Benz entstehen werden, erscheint Skepsis gegenüber den Segnungen dieses Regelwerkes angebracht, wenn seine Intentionen in das schlichte Gegenteil umschlagen. Erleichtert hat seinerzeit die Jury des städtebaulichen Ideenwettbewerbs die Arbeit der Architekten Hilmer und Sattler wegen ihres einfachen und traditionellen Bebauungsmusters und der sich ergebenden Kontinuität mit dem traditionellen Stadtbild auf den 1. Rang gehoben. Man feierte den Sieg der europäischen Stadt gegenüber dem amerikanischen Urbanismus der Hochhäuser, auch wenn dafür der typische Berliner Block des 19. Jahrhunderts in seiner Traufhöhe von 22 auf 35 Meter angehoben werden mußte. Sonst ließ sich das heute geforderte Maß der Nutzung vom Volumen her in dieser Bauweise nicht unterbringen.

Das Hochhaus wurde abgeschmettert. Doch der Sieg über den amerikanischen Urbanismus hat sich jetzt als ein Pyrrhussieg erwiesen. Unter dem Protektorat der traditionellen europäischen Stadt, die zur Abwehr der amerikanischen Stadt ins Feld geführt wurde, wird nun tatsächlich amerikanische Kommerzarchitektur reinsten Wassers gebaut werden: nicht in Gestalt des Hochhauses, das der Straße an Lebendigkeit durchaus etwas zu bieten hat, sondern in Gestalt der Shopping Mall, die ihre Funktionen von der Straße weg nach innen wendet und städtisches Leben somit wie im Aquarium in glasbedeckten, abschließbaren Innenräumen aufnimmt.

Der Preis, mit dem diese Form der Kommerzarchitektur bezahlt werden muß, ist die Straße. Sie, die „Wohnung des Kollektivs“ (Walter Benjamin) und das wohl wichtigste lebensspendende Element der europäischen Stadt, muß jetzt in ihrer Form als öffentlicher Raum gegen einen Plan verteidigt werden, der selbst zur Verteidigung der traditionellen Stadt gegen die Moderne ins Feld geführt worden ist.

Bei dieser unglücklichen Methode der Kreuzung von Amerikanismus und abendländischem Städtebau heben sich die jeweiligen Vorzüge zugunsten einer Verstärkung der Nachteile auf. Was im schlimmsten Fall entsteht, ist eine künstliche Stadtlandschaft mit Glitzerarchitektur und artifiziellen Räumen und Flächen, die mit dem traditionell „steinernen Berlin“ kaum noch eine Gemeinsamkeit hat.

Weder kann man von richtigen Blöcken noch von normalen Straßen sprechen. Der öffentliche Raum der Stadt verwandelt sich in die Freizeitlandschaft der Konsumgesellschaft.

„Action architecture“, die ihr technisches Innenleben nach außen kehrt, um sich interessant zu machen, ist angesagt. Mit einem Schuß High-Tech-Verwegenheit, einem Hauch Nostalgie nicht ohne einen gewissen Touch von Rummelplatz-Atmosphäre präsentiert sich die Großstadtarchitektur von heute: Erlebnis-Architektur mit Breitenakzeptanz, unterhaltsam und leicht bekömmlich, für jeden etwas, demokratisch, kurzum, im marktgerechten Profil, wie es Werbestrategen in Konzernzentralen heutzutage wohl entwerfen, und ausgezeichnet mit dem Stadtverträglichkeits-Gütesiegel des Senats.

Zum Ambiente dieses Schauspiels vom Verfall des öffentlichen Raumes als Möglichkeit kultureller Erfahrung, bei dem das Publikum mitzuspielen aufgefordert ist, passen denn auch Kunstteiche und dergleichen Abstrusitäten, mit denen das der normalen Straße entwöhnte Leben durch alternative Erlebnisangebote seinen Reiz erhält und auch der horror vacui des Freizeitmenschen gebannt wird.

Man sieht in dieser heiteren Stadt am Potsdamer Platz schon die Angestellten der beiden Konzerne in der Mittagspause in die firmeneigenen Tretboote steigen und mit ihren Lunch-Paketen auf den Knien fröhlich ihre Kreise ziehen. Dergleichen hat der angrenzende altehrwürdige Tiergarten mit seinen Wasserflächen allerdings nicht zu bieten.

Wie wird es erst in den Grauzonen zugehen, dort, wo es sich nicht wie am Potsdamer Platz um Prestige-Projekte der Stadtentwicklung handelt, dort, wo keine Architekten von internationalem Rang und Namen eingeladen sind und keine bedeutende Jury ans Werk geht?

Wer sich hiervon ein Bild machen will, dem erteilen die Ergebnisse des [...] Wettbewerbs für das American Business Center am Checkpoint Charlie in der Friedrichstraße eine deprimierende Lektion. Hier wird der Standard einer seichten Kommerzarchitektur vorgeführt, die mit Berlin und der Friedrichstraße noch soviel zu tun hat, wie Muzak mit Musik, aber die den Kriterien der „kritischen Rekonstruktion“ offensichtlich genügt: als durchmischte Bebauung mit knapp 20 Prozent Wohnanteil, diesmal wirklich mit historischer Traufhöhe von 22 Metern, vermutlich wohl auch parzellengerecht, alles in allem also stadtverträglich, leider nur in Gänze belanglos.

Das Argument gegen solche Kritik, das mir in letzter Zeit immer öfter – gerade aus dem Munde von Verantwortlichen – zu Ohren gekommen ist, lautet: „Es hätte alles noch viel schlimmer kommen können!“ Es bedarf wahrlich keiner

ausgeprägten Phantasie, sich vorzustellen, wie denn wohl die meisten der von den Bauherren bevorzugten Entwürfe ausgefallen wären, würde es nicht diese Leitplanken geben. Das Argument des nach unten offenen Abgrunds deutet aber letztlich nur darauf hin, daß wir nach oben hin nichts vorzuweisen haben, woran wir messen, kritisieren und schließlich auch bewertend gestalten.

Dieses geistige Gestaltungsdefizit, das sich in dem Verlust der Fähigkeit im Umgang mit Leitbildern oder Visionen ausdrückt, die nicht nach hinten, in die Vergangenheit, sondern nach vorn in die Zukunft gerichtet sind, gilt es nüchtern zu diagnostizieren, ohne daraus irgendeinen Vorwurf abzuleiten. Dieses Defizit ist für Berlin keineswegs neu, aber es ist erst durch die Wiedervereinigung als eines der Symptome von Dornröschens Lähmung in neuem Maße zutage getreten.

Woran es fehlt, ist eine dynamischere, etwas mutigere Sicht der Dinge, die sich nicht durch Zukunftsangst paralysieren läßt. Geschichte aus der Perspektive von Zukunftsangst betrachtet, hindert auch daran, dem Zeitgeist und der Mode des Tages etwas entgegenzusetzen. Es gilt, die Dialektik von Tradition und Innovation, die sich gegenwärtig im Stillstand, wenn nicht schon im Rückwärtsgang befindet, auf dem Gebiet von Architektur und Städtebau wieder in Gang zu setzen. Es mag durchaus sein, daß man hierzu in Berlin auch auf die künstliche Beatmung mit Herz-Lungenmaschinen vom Kaliber eines Helmut Jahr angewiesen ist. Doch bräuchten wir, um die Stadt wieder auf eigene Beine zu bringen, nicht ebenso sehr eine Großstadtarchitektur, die auf dem heimischen Boden Berliner Tradition wächst? Diese Tradition ist zwar zu großen Teilen verschüttet, aber immer noch lebendig. Mit der Wiedervereinigung der Stadt sind auch die Bedingungen dafür gegeben, sie zu rekultivieren. Das aber setzt voraus, sie zunächst einmal als Wert anzuerkennen und dadurch zur Entwicklung zu ermutigen.

Die ganze Debatte um Rekonstruktion, Traufhöhe oder Parzellenstruktur bringt bei aller Unterschiedlichkeit der Standpunkte und Betrachtungsweisen eines als gemeinsamen Nenner deutlich an den Tag: die unerfüllte Sehnsucht nach einer eigenständigen, berlinisch-hauptstädtischen Architektur, die es, von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen, seit den zwanziger Jahren auf internationalem Niveau in dieser Stadt eigentlich nicht mehr gibt.

Daß der physischen Zerstörung nicht auch noch das geistige

Ignorieren folgen darf, ist eine der wichtigen Einsichten, die man den Photoseiten der Bilderbücher aus dem historischen Berlin abgewinnen kann. Gerade auf dem Sektor des modernen Geschäftshauses hat Berlin eine Tradition wie keine andere deutsche Stadt.

An diese Tradition muß heute offensichtlich erst wieder erinnert werden: an Bauten wie Alfred Messels Kaufhaus Wertheim am Leipziger Platz, das eine Lektion darüber erteilt, wie man mit Glas unter Wahrung des traditionellen Baukörpers dennoch modern bauen kann, an die Fülle der Geschäftshausarchitektur in der Friedrichstadt und deren typologischen Reichtum an wirklich großstädtischen „Häusern“, oder an Versuche aus den zwanziger Jahren, wie dem glücklicherweise nicht zerstörten Kathreiner-Haus von Bruno Paul, das in einer exemplarischen typologischen Forcierung zeigt, wie man das Hochhaus mit der Berliner Blockstruktur vermählt – eine Möglichkeit, die in der heutigen Diskussion ganz undenkbar scheint.

Die Sicherheit einer großstädtischen Baukultur ist es, die Berlin fehlt. Dieses Defizit im kulturellen Selbstverständnis läßt sich auch nicht dadurch kompensieren, daß man die Stadt als gigantische Ausstellungsvitrine zur Demonstration aller Architektur Tendenzen betrachtet, die die Metropolen der Welt anderswo hervorbringen. Auch Berlin dürfte etwas Ehrgeiz nicht schlecht anstehen, seine eigene kulturelle Substanz als Position ernstzunehmen und als Beitrag in den Diskurs des internationalen Pluralismus einzubringen.

Um es noch einmal ganz deutlich zu sagen: Nicht das Besondere, das Exzeptionelle steht zur Diskussion, sondern das Gegenteil. Im Pluralismus besteht weniger die Gefahr der Eintönigkeit als der Beliebigkeit. Wo entsteht heute noch ein Straßenzug, den man als gebaute Form empfinden kann und nicht nur als Selbstdarstellung von einer Reihe sich gegeneinander absetzender individueller Häuser? Das Konventionelle, das Typische, das Berlinische ist gefragt.

Mit welchem Erfolg sich die Baupolitik dafür einsetzen läßt, um mit einer Generation unverbrauchter Architekten eine Tradition zu stiften, zeigt das Beispiel Spanien, wo die junge Architektur inzwischen Weltgeltung genießt. Von einer Stadt wie Barcelona könnte Berlin nicht nur in Sachen Olympia lernen, denn als Architektur-Hauptstadt muß Berlin seinen Pioniergeist erst wieder unter Beweis stellen.

(*Der Tagesspiegel, Berlin, 25. Oktober 1992*)